

Entwicklung geht uns alle an

Entwicklung hat nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine soziale Komponente. Deshalb betrifft sie den ganzen Menschen. Der materielle Kampf gegen die Armut ist nur ein Teilaspekt der Entwicklung. Menschliche Entwicklung ist ebensowichtig. Verlangt wird ein neuer Lebensstil in Nord und Süd. Für uns im Norden geht es nicht nur darum, wie viel wir materiell geben, sondern auch um die Art, wie wir unser Geld ausgeben, wie wir unsere Zeit verwenden, wie wir das Umfeld unserer Bedürfnisse abstecken, wie wir rund um die Uhr leben. Im Süden sind gutfunktionierende zwischenmenschliche Beziehungen und ehrliche Geschäftspraktiken

wesentliche Voraussetzungen dafür, dass die Hilfe wirksam eingesetzt werden kann. Zu oft werden Initiativen durch Korruption, Bürokratie, Neid und Uneinigkeit erstickt. «Wenn einige Länder der Dritten Welt sich verpflichten würden, die Korruption um einige Grade zu senken, wäre die Chance grösser, dass die reichen Länder ihre Hilfe um einige Grade erhöhen würden.» So eine indische Stimme bei der Konferenz «Dialog über Entwicklung» in Panchgani, Indien.

Einige Beiträge dieser Nummer aus Europa, Afrika und Australien gehen diesen Fragen einer wirksamen Entwicklungshilfe nach.

Entwicklung geht uns alle an, ob wir es wollen oder nicht. Die epochemachenden Wandlungen der heutigen Zeit wie die Bevölkerungsexplosion, die Umwälzungen in Technik und Kommunikation und die Explosion der Ölpreise sind geschichtlich gesehen genauso einschneidend, wie es die Renaissance und die industrielle Revolution waren. Schon jetzt wirken sie sich auf alle Lebensbereiche aus, die Erwerbstätigkeit, die Ernährung, die Energie und die Lebensgewohnheiten, und sie werden dies in den kommenden 20 Jahren noch in verstärkter Masse tun. Ausserdem beeinflussen sie auch die Beziehungen zwischen den sogenannten «entwickelten» und «unterentwickelten» Gebieten der Welt.

Wir können versuchen, uns vor den Leiden von mehr als zwei Dritteln der Menschheit zu verschliessen. Wir können, wie gewisse Professoren es tun, argumentieren, die «Dritte Welt» sei ein von Enthusiasten der Entwicklungshilfe geschaffener Mythos. Damit lässt sich aber die Dritte Welt nicht aus der Welt schaffen, und ebensowenig die Notwendigkeit ihrer Entwicklung.

Die Zeit ist vorbei, in der die Worte «Wachstum» und «Entwicklung» für die Experten austauschbare Begriffe waren. Es ist eine anerkannte Tatsache, dass Entwicklung heute nicht mehr einfach am Wachstum des Bruttosozialprodukts gemessen werden kann. Entwicklung besitzt sowohl eine soziale als auch eine wirtschaftliche Komponente – und damit wird sie zu einer Aufgabe, die jedermann angeht. Gilt ein Land als entwickelter, wenn es reicher wird, aber nur eine Elite davon profitiert? Immer mehr Staatsmänner der Dritten Welt betonen die Dringlichkeit sowohl einer innerstaatlichen als auch einer ausserstaatlichen Wandlung. Ich hoffe, es kann zu der gemeinsamen Verpflichtung in Nord und Süd kommen, eine moralische Infrastruktur zu schaffen als Voraussetzung dafür, dass Entwicklungspläne überhaupt verwirklicht werden können.

Warum muss Entwicklung stets «Modernisierung» oder «Verwestlichung» bedeuten? Es ist falsch, sie an Fernsehapparaten, Schönheitscremes, Deodorants und verpackten Frühstücksflocken zu messen. Völker mit andersartigen Kulturen werden ihre eigenen Beiträge zur Entwicklung leisten. Mag sein, dass sie mit ihnen sogar dem Westen helfen werden, die geistige Unterentwicklung, die sich im materialistischen Denken äussert, zu überwinden.

Entwicklung schliesst sicher den Kampf gegen die Armut ein. Diese ist aber nur ein Teilaspekt. Eine der neuesten Formulierungen, die man in den Kreisen der UNO hört, lautet: «Entwicklung handelt vom Menschen.» Der Bericht der Weltbank für Entwicklung von 1980 war dem Thema «Menschliche Entwicklung» gewidmet. Eigentlich geht es um das Ziel, das Frank Buchman, der Begründer der Moralischen Aufrüstung, vor 32 Jahren als «den vollen Umfang der Änderung – soziale Änderung, wirtschaftliche Änderung, nationale Änderung und internationale Änderung, alle basierend auf persönlicher Änderung», bezeichnete.

Entwicklung umfasst beides, eine Veränderung der Strukturen und eine Veränderung des Lebensstils. Als William Wilberforce im England des 19. Jahrhunderts den Sklavenhandel abschaffen wollte, beschränkte er sich nicht darauf, das Verhalten der Sklavenhändler zu ändern; er setzte sich gleichzeitig für die Änderung der Gesetze in England und im übrigen Europa ein. Gleichermassen verlangt die Lösung der heutigen Probleme von uns ein Vorgehen auf verschiedenen Ebenen. Wir müssen lernen, gleichzeitig drei Dinge zu tun: weltweit denken, regional planen und uns persönlich engagieren.

Ein *weltweites Denken* ist notwendig, weil alle Weltprobleme eng miteinander verknüpft sind. Isolierung kommt heute für einen Staat als Alternative überhaupt nicht mehr in Frage, selbst für die Supermächte nicht. Gegenseitige Abhängigkeit ist die einzige gangbare Alternative zum Absinken in die Anarchie. Zwar «hinkt die populäre Auffassung von gegenseitiger Abhängigkeit weit hinter der Wirklichkeit nach», wie die britische Premierministerin Mrs. Thatcher es kürzlich formuliert hat. Wir haben noch viel zu lernen über dieses «In-die-Breite-Denken». Doch müssen wir auch das «vertikale Denken» lernen, bei dem die Impulse des

Geistes, nenne man sie die Stimme des Gewissens oder die Stimme Gottes, mit dem natürlichen Denkprozess des Intellekts verschmelzen.

Nationales oder *lokales Planen* ist offensichtlich ungenügend und deshalb überholt. Andererseits ist die Menschheit für eine Weltregierung noch nicht reif – wir haben ja noch nicht einmal die UNO zum befriedigenden Funktionieren gebracht. Regionalplanung ist also nur das halbe Haus, und doch müssen wir ihr überall, in Europa und auch anderswo, viel grössere Beachtung schenken.

Das *persönliche Engagement* wurde in der kürzlich veröffentlichten Melbourne-Deklaration über die Entwicklung als Postulat von vielen führenden Politikern herausgestellt. Engagement braucht es von jedem von uns – im Süden wie im Norden –, wenn der gegenwärtige Abwärtstrend umgekehrt werden soll, und zwar ein Engagement, das nicht nur unser Denken über das Weltgeschehen, sondern ebensowenig die Art, wie wir unser Geld ausgeben, wie wir unsere Zeit verwenden, kurz unser Leben rund um die Uhr, beeinflusst. Jeder von uns steht vor der Wahl, sich heute für einen Lebensstil zu entscheiden, den er in der Welt von morgen verwirklicht sehen möchte.

A. R. K. Mackenzie, vormalig britischer Minister für Wirtschaftsfragen bei der UNO

Zweiter «Dialog über Entwicklung» in Panchgani, Indien

Nicht die Abfassung von Protokollen und Abschlusscommuniqués waren das Hauptanliegen der Teilnehmer an der Entwicklungskonferenz, die vom 3. bis 9. Januar in Panchgani in Indien stattfand. Die Delegierten befassten sich bei diesem zweiten «Dialog über Entwicklung» mit der Beseitigung der wirtschaftlichen, sozialen, menschlichen und charakterlichen Hindernisse, die sich der Entwicklung auf allen Ebenen und in allen Bereichen entgegenstellen.

Arbeiter und Unternehmer aus Indien, Westeuropa und Asien, Bauern, Akademiker und Diplomaten, ein Stammesführer aus dem indischen Staat Bihar, ein Anwalt aus Libanon, Menschen, die in Wohlstand, und andere, die in Armut leben, Vertreter aus Paradiesen des Friedens und aus der Hölle des Krieges, alle Delegierten aus 31 Ländern waren sich der Grösse ihrer Aufgabe bewusst.

Der frühere ägyptische Gesundheitsminister, Abdo Sallam, eröffnete die Tagung. Ein Kämpfer für Entwicklung müsse sein Ziel auf allen Ebenen, im persönlichen Leben, in der Familie, regional, national und weltweit verfolgen. «Wir können das nur tun, wenn wir es verstehen, das Verantwortungsbewusstsein in den Menschen zu wecken. Politiker, Wirtschaftsfachleute, Wissenschaftler müssten in ihrer Beratertätigkeit, in ihren Handlungen von absoluter Ehrlichkeit und Selbstlosigkeit geleitet sein», unterstrich der Diplomat.

Diese Konferenz war auch als ein Forum der Verständigung zwischen dem Mittleren Osten, Asien und der übrigen Welt gedacht. Spielt doch der Mittlere Osten in der Wirtschaftsentwicklung der Welt eine immer bedeutendere Rolle. Kuwait und Saudi-Arabien spenden bereits einen grösseren Teil ihres Bruttosozialprodukts für Entwicklungshilfe als gewisse Länder des Westens. Obwohl viele Verbindungen zwischen dem Mittleren Osten und Asien bestehen, weiss man doch sehr wenig über das Land des andern. Offizielle Freundschaftsbeziehungen sind oft nicht auf echte persönliche Freundschaften zwischen Vertretern der beiden Regionen abgestützt. Es wurde betont, dass ein tieferes Verständnis zwischen den beiden Gebieten auch eine Verminderung der Rüstungsausgaben und eine entsprechende Erhöhung der Entwicklungsausgaben mit sich bringen könnte. 14 mohammedanische Länder und Länder mit starken mohammedanischen Minderheiten waren bei der Konferenz vertreten. Puan Saleha aus Malaysia überbrachte eine Botschaft des ersten Ministerpräsidenten ihres Landes, Abdul Tunku Rahman.



Kinder in Indien: Welcher Art der Entwicklung sehen sie entgegen?

Die Konferenz machte die Bedeutung des Faktors Mensch für die Entwicklung deutlich. Zu oft werden Initiativen, die sich auf dem Papier hoffnungsvoll ausnehmen, durch Korruption, Bürokratie, Neid und Uneinigkeit erstickt. Institutionen wie die Weltbank heben hervor, dass die Wirksamkeit der Hilfe von aussen entscheidend von einer neuen Motivation im einfachen Bürger und in den zuständigen Beamten abhängig sei. Zahlreiche Delegierte bewiesen anhand vieler Beispiele aus der Praxis, wie zutreffend diese Feststellung ist. «Wenn einige Länder der Dritten Welt sich verpflichten würden, die Korruption um einige Grade zu senken, wäre die Chance grösser, dass die reichen Länder ihre Hilfe um einige Grade erhöhen», unterstrich Rajmohan Gandhi, Journalist und Enkel des Mahatma, als er eine Sitzung eröffnete. Zusammenfassen lässt sich die Konferenz am besten in den Worten des Dalai-Lama, die der Sekretär des tibetanischen Jugendkongresses zitierte: «Nicht im materiellen Fortschritt, sondern in der zunehmenden Fürsorge der Menschen untereinander liegt die Lösung der menschlichen Probleme.»

Stimme aus einem Entwicklungsland: «Wir dürfen nicht andere für unsere Probleme verantwortlich machen!»

Einst stellte ich für meine Region ein wissenschaftlich einwandfreies Produktionsprogramm auf. Ich hätte dafür Traktoren, Treibstoff, Ersatzteile und Personal benötigt. England hätte dies alles liefern können. Aber unsere Nationalbank verfügte nicht über die nötigen Sterlingguthaben. Zudem wären wir mit dem Programm nicht weit gekommen, denn es fehlten die Strassen, auf denen wir das Ausrüstungsmaterial und die produzierten Nahrungsmittel in die Gebiete hätten transportieren können, wo man sie brauchte. Die Strassen wiederum konnten aber nur mit Ausrüstungsmaterial aus Übersee gebaut werden. So stand ich wieder den gleichen Problemen gegenüber wie am Anfang.

Wenn Staatsmänner davon reden, man müsse zuerst im eigenen Haus Ordnung schaffen, bevor man seinen Nachbarn helfen könne, so vergessen sie, dass wir ohne die Zusammenarbeit mit anderen Staaten nicht vorankommen können. Unsere moderne Welt ist gekennzeichnet durch gegenseitige Abhängigkeit. Wenn sich die britische Wirtschaft eine Erkältung zuzieht, so brauchen sicher auch die mit ihr in Verbindung stehenden Volkswirtschaften eine Behandlung. Ähnlich wird eine in den Entwicklungsländern auftretende Hungersituation symptomatisch dafür sein, was der ganzen Welt bevorsteht, falls wir nichts dagegen unternehmen.

In England und Europa gibt es viele arbeitslose Techniker. Während wir sie hier brauchen könnten, haben sie dort nichts zu tun. Junge Lehrer aus dem Westen leisten in Ostafrika und im Sudan freiwillig wertvolle Arbeit. Diese jungen Männer und Frauen sagten mir, sie seien trotz der harten Lebensbedingungen glücklich, und die Arbeit befriedige sie. Sie leisten einen gewaltigen Beitrag zu unserer Entwicklung.

Die meisten afrikanischen Staaten erlangten vor über 20 Jahren ihre Unabhängigkeit. Trotz der Hilfe, die sie seither erhalten haben, ist auf dem Gebiet der Entwicklung wenig passiert.

In Afrika wurden die Prioritäten falsch gesetzt. So vieles sollte getan werden; aber der Versuch, alles gleichzeitig an die Hand zu nehmen, ist unrealistisch. Wir müssen uns auf die Infrastruktur und die Produktion von Nahrungsmitteln konzentrieren. Fussballstadien, Turnhallen und die Elektrifizierung sollten nicht Vorrang haben. Während nahezu 10 Jahren hat der Sudan mit seinen 20 Millionen Einwohnern und einer Fläche von 2 500 000 km² über 200 Mio. Pfund Sterling pro Jahr an Hilfsgeldern erhalten und vielleicht ein Mehrfaches davon an Militärhilfe. 1978 kalkulierten wir, dass wir in der Lage wären, mehr als 5000 Traktoren zu kaufen und zu unterhalten, wenn wir 50 Mio. Pfund Sterling von den 200 Mio. Pfund Sterling für die Herstellung von Nahrungsmitteln reservierten. Hätten wir dies damals getan, so glaube ich, gehörte der Hunger jetzt der Vergangenheit an, und wir könnten sogar Nahrungsmittel exportieren. Weitere 50 bis 70 Mio. Pfund Sterling hätten innerhalb 5 Jahren die benötigte landwirtschaftliche und infrastrukturelle Ausrüstung finanzieren können. Dies hätte es uns ermöglicht, uns auf die Ausbildung von Unterhaltsequipen zu konzentrieren, um die Geräte stets betriebsbereit zu halten. Neben diesen Zuteilungen wären immer noch 100 Mio. Pfund Sterling für Projekte der ländlichen Entwicklung und des Gesundheitswesens übriggeblieben.

Der Sudan erhält jährliche Nahrungsmittelhilfen, hauptsächlich von den USA. Dies kann Regierungen, deren Aufgabe es ist, sich aktiv mit der Lösung von Problemen zu befassen, dazu verleiten, untätig zu bleiben und die Lösungen aufzuschieben. Ich habe versucht, unsere Leute davon zu überzeugen, dass man die Nahrungsmittelhilfe stoppen und dafür das Geld in die Landwirtschaftsproduktion stecken sollte. Von der Nahrungsmittelhilfe profitieren nämlich oft gerade jene Leute, die sie gar nicht nötig haben.

Die Korruption greift um sich. Einige wenige Privilegierte leben sehr komfortabel, indem sie die ideologischen Differenzen in der Welt hochspielen und sich darauf verlassen, dass ihre Freunde im Ausland sie an der Macht halten. Korruption wird schönfärbisch als Flexibilität bezeichnet. Wenn der Minister «flexibel» ist, so wird er von den ihm untergebenen Beamten kopiert. Die Leute werden enorm reich, und obwohl allgemein bekannt ist, dass sie ihre Stellung zur eigenen Bereicherung ausnützen, werden sie nicht zur Rechenschaft gezogen. Jedermann akzeptiert Korruption als einen Lebensstil und als den Regierungspraktiken zugehörig. Es besteht auch kein Forum, bei dem Klagen erhoben werden könnten. Unsere Regierungssysteme, diktatorisch in den meisten Fällen, tolerieren keine Kritik.

Als ich Landwirtschaftsminister wurde, nahmen meine Freunde selbstverständlich an, dass ich nun schnell reich würde. Jene, die ein vom Ministerium kontrolliertes Projekt zugesprochen erhalten wollten, offerierten Bestechungsgelder. Sie waren erstaunt, wenn ich sie abwies. Später erzählte mir einer, der über diese korrupte Praxis unglücklich war, dass er spürte, wie sich die Dinge in unserem Ministerium geändert hätten. Ich bilde mir nichts auf meine Ehrlichkeit ein. Ich glaube aber, dass Männer in führender Stellung, die nicht in Frieden mit sich selbst leben, auch mit andern nicht Frieden halten können. Ein Mann an der Spitze, der sich bereichert, tut dies auf Kosten von Millionen Hilflosen.

Wir müssen aufhören, andere für unsere Probleme verantwortlich zu machen. Die internationale Gemeinschaft kann helfen; aber eine Änderung hängt letztlich von uns ab und davon, ob unsere leitenden Leute ehrlich und engagiert sind und sich von Gott inspirieren lassen. Wir brauchen Männer an der Spitze, denen man ruhig öffentliche Mittel anvertrauen kann und die den Mut haben, andere und auch kritische Standpunkte gelten zu lassen.

*Benjamin Bol,
vormals Landwirtschaftsminister von Südsudan*

Man ist sich allgemein darüber einig, dass die moralischen Werte in unsern Ländern zusammenbrechen, dass niemand mehr – auch Eltern und Lehrer nicht – es wagt, von Moral zu sprechen oder sie zu empfehlen.

Trotzdem enthalten alle unsere Urteile, die wir über andere fällen, moralische Wertungen. Im Namen der Moral bewundern oder – was noch häufiger vorkommt – tadeln wir unsere Nächsten wie auch Fernerstehende, unsere Vorgesetzten und Untergebenen, unsere Regierungen und unsere Kinder. «Das darf nicht sein, das ist ein Skandal», sagen wir von einer Einzel- oder einer Kollektivhandlung, die wir missbilligen. Unsere Empörung über eine verderbte Welt wird zum Refugium unserer Tugend.

Wir sitzen im Lehnstuhl und betrachten im Fernsehen Kriege, Hungersnöte und alle Greuel der Welt. «Wir können ja doch nichts tun!» ist unsere *Klage*.

Aber eines Tages hören und lesen wir von einem Mann, der nach den Erfahrungen des Krieges und der Todeslager, nach einer von den Ärzten als unheilbar bezeichneten Krebskrankheit ein selbstloses Wort der Wahrheit hinausschreit, das uns «Gedächtnisschwache und Stumme mit echtem menschlichem Kampf konfrontiert» (Georges Nivat: «Solschenizyn»).

«Doch wir können alles. Aber wir belügen uns selbst, um uns zu beruhigen», sagte Solschenizyn am 12. Februar 1974, dem Tage seiner Verhaftung, die zu seiner Verbannung führte («Lebt nicht mit der Lüge.»). «Nicht sie sind an allem schuld – wir selbst, nur wir!» ... «Und hier nämlich liegt der von uns vernachlässigte, einfachste und zugänglichste Schlüssel zu unserer Befreiung: Selbst nicht mitlügen! Die Lüge mag alles überzogen haben, die Lüge mag alles beherrschen, doch im kleinsten Bereich werden wir uns dagegenstemmen: Ohne mein Mittun!» ... «Somit lasst uns unsere Schüchternheit überwinden, und möge jeder wählen: ob er bewusster Diener der Lüge bleibt oder ob die Zeit für ihn gekommen ist, sich als ehrlicher Mensch zu mausern, der die Achtung seiner Kinder und Zeitgenossen verdient.»

Das Erwachen des Gewissens

Der Kampf dieses Mannes hat die öffentliche Meinung deshalb so aufgerüttelt, weil jeder spürt, dass es um mehr ging, als um die Auseinandersetzung zwischen einer tyrannischen Macht und einem Dissidenten. Dass es nämlich um das Erwachen eines neuen Bewusstseins, eines Gewissens für ein Zeitalter, um eine neue Schau des Menschen, um eine neue Ethik ging.

Das erwachende Gewissen und

von Philipp

Der nachfolgende Artikel ist kurz vor dem Ausbruch der Militärdiktatur in Polen verfasst worden. Solschenizyn, Wlodek Pawlikowski, Wladimir W. W. Walesa und anderer halten aber weiter un-

Zur gleichen Zeit, als Solschenizyn sein ungeheures Werk schuf, hat sich die Dissidenz in der Sowjetunion und den Oststaaten ausgeweitet. «Aber es geht um mehr. Es geht nicht um das Urteil eines Dissidenten, sondern eines von Gott gewappneten Propheten.» (G. Nivat)

Alle Dissidenten, die autobiografische Werke veröffentlichten (Sacharow, Pjuschtsch, Bukowski, Grigorenko), standen eines Tages wie Nerschin in Solschenizyns «Erstem Kreis der Hölle» vor der entscheidenden Wahl: entweder um jeden Preis ihre Haut zu retten, eine Karriere zu machen und sich völlig der Ideologie der Machthaber anzupassen oder ein wahrhaft freier Mensch zu werden und so die Einweisung in eine psychiatrische Anstalt, in ein Straflager schärfster Observanz oder die Verbannung zu riskieren.

Eine unbekannte Kraft

Alle haben eine Gewissenskrise durchgemacht, in der sie sich entschieden, Gerechtigkeit und Wahrheit der offiziellen Lüge vorzuziehen. Dabei fanden sie – selbst in den Vorhöfen der Hölle – einen neuen Sinn für ihr Leben und für ihre Freiheit.

Woher erhielten sie diese unbekannte Kraft? Nicht alle haben, wie Solschenizyn, einen orthodoxen Glauben gefunden. Aber alle, ob sie sich noch als Kommunisten bezeichnen wie Pjuschtsch oder als Agnostiker wie Sacharow, haben in ihrem Kampf für die Glaubensfreiheit in sich das Wachstum einer neuen Ethik erfahren, die für eine totalitäre Ideologie gleich unerklärlich und unerträglich ist. Eine Ethik, die darin besteht, sich für menschliche Würde zu entscheiden, auch wenn das eigene Leben auf dem Spiel steht. Eine Ethik, die uns aufrecht hält, sei es in der Hölle der Lager oder in der dämmrigen Hölle des Nihilismus unserer genussüchtigen Gesell-

Gewissen Osteuropas wir

e Lobstein

am 13. Dezember 1981 und vor Beginn der
Die Stimme der Freiheit eines Lech
gebrochen durch die Welt.

schaft. Wo liegen die Kraftquellen für eine solche Haltung? Warum geschieht so etwas bei Männern und Frauen so verschiedener Kultur und Herkunft, bei Gläubigen und Ungläubigen? Sie alle begegneten einer moralischen Forderung, die sie überstieg und sie oft überraschte, als ob sie ihre Freiheit Kräften zur Verfügung gestellt hätten, die stärker sind als jene, die ihren Körper zerstören können.

Die Moral im Vormarsch

In einer Reihe von Artikeln mit bezeichnenden Titeln wie «Wann kommen Geist und Gewissen wieder?» und «Von der Busse und der Mässigung als Lebensgrundlage der Völker» gibt uns Solschenizyn zwar keine Rezepte, wohl aber Lebenshilfen, Gebote einer Ethik, die die Rolle der Politik begrenzt und so verhindert, dass sie totalitär wird.

Man stellt mit Erstaunen fest, dass diese vor etwa zehn Jahren gebahnten Wege von einem Mann und einer Nation eingeschlagen wurden, die ihre Handlungen auf eine klare, belebende Ethik abstützt – das Polen Lech Walesas. Walesa erklärt, Solschenizyn nie gelesen zu haben. Woher nimmt er seine Kraft? In dem, was er vertritt, spüren die Menschen die Wahrheit und keine Spur von Lüge. «Darum glauben sie daran», sagte ein Büroangestellter einem Journalisten.

«Warum vertrauen mir Millionen von Arbeitern? Ich sage die Wahrheit, ich bin nicht berechnend. Wie auch immer das System sein mag, wenn man sich nicht auf Wahrheit und Ehrlichkeit abstützt, hat man keine Chance. Die Wahrheit, das ist der Mensch. Gegen die Wahrheit kann man nicht ankommen.» So Walesa zu einem Journalisten. Und weiter: «Ich gehe vorwärts, Tag für Tag, Schritt für Schritt.»

Zur Busse im Leben dieses Volkes gehört auch das ausserordentliche Denkmal für die Märtyrer der Aufstände von 1970. Es wurde den Arbeitern der Danziger Werft genau am Ort der Unterdrückung errichtet und von den Behörden feierlich eingeweiht: drei Kreuze aus Beton und Stahl, von drei Ankern zusammengehalten. «Dieses Denkmal, dem ich mich sehr verbunden fühle, ist ein Toten-Mahnmal, aber auch ein Zeichen der Hoffnung und ein Beweis, dass man das Böse bezwingen kann», sagt Lech Walesa.

Mässigung steht hinter der unermüdlichen, gewaltlosen Aktion von Walesa, um die Ungeduligen innerhalb der freien Gewerkschaften zu zügeln. Mit Mässigung begegnet er den Hassgefühlen, sucht er neue Spielregeln, eine neue Solidarität. So ist der Alkoholkonsum, der während der Streiks verboten war, seit August 1980 im ganzen Land um 80% zurückgegangen.

Annäherung

«Denke ich über den Menschen nach, so scheint mir, jeder einzelne habe die Bestimmung, ein ganzer Mensch zu werden. Einer, der die Schakale und die Chamäleons überwindet. Je grösser ein Mensch ist, um so mehr sollte er seinem Lande und dem Nächsten dienen.» ... «Der Mensch erweist sich nur als Mensch, wenn er anderen Menschen zu Hilfe kommt», sagte Walesa zu Papst Johannes Paul II. bei seinem Besuch im Vatikan 1981. «Die Bildung einer freien Gewerkschaft ist ein Ereignis von grösster Bedeutung. Es geht um ein Grundrecht des Menschen. Diese enormen Bemühungen richten sich gegen niemanden», antwortete der Papst in seinem Gespräch mit Walesa über die Menschenrechte.

Zum Abschluss ihres wertvollen Buches «Qui a peur de Soljénitsyne?» («Wer hat Angst vor Solschenizyn?»), das diesen Artikel weitgehend inspiriert hat, schreibt Corinne Marion: «Das Erstehen der Ethik, das Erwachen des Gewissens, das ist das Neue, was Osteuropa bewegt und in der Folge vielleicht auch den Westen.»

Sollten wir, die wir von Frank Buchman geschult wurden und versuchen, uns aufgrund seiner strengen Ethik der Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe für einen neuen Menschen und eine neue Welt einzusetzen, nicht betroffen sein von der Übereinstimmung der Botschaften? Diese Neuheit aus dem Osten trifft auf das Neue, das vor einem halben Jahrhundert im Westen Frank Buchman verkündet hat: «Die nächste grosse geistige Bewegung in der Welt wird eine moralisch-geistige Aufrüstung der Menschen und Völker sein.» Auf dieses Neue setzen wir unsere Hoffnung. (aus «Changer»)

Unzufrieden – was nun?

Unzufriedenheit – wer kennt sie nicht, wenn sie sich langsam in unser Leben einschleicht, uns zu tyrannisieren versucht und uns gleichzeitig zu Tyrannen über unsere Mitmenschen machen will? Schon beim Kleinkind beginnt sie ihre Arbeit. Es entdeckt im Supermarkt ein Spielzeug, das es unbedingt haben muss, und zerrt solange an Mutters Nerven, bis diese sich zum Kauf entschliesst, nur um ihre Ruhe zu haben.

Immer wieder sind es dieselben Symptome, ganz gleich, in welchem Lebensalter oder -zustand sie auftreten: Allen anderen scheint es besser zu gehen als mir, *sie* haben ja auch alles, was sie zum Leben brauchen. Aber ich? Mich hat man anscheinend wieder mal vergessen. Ich mühe mich ab mit dem täglichen Kleinkram – und das soll *das Leben* sein?

«Wenn ich doch nur verheiratet wäre, eine Familie hätte», denkt die Ledige, «dort würde ich aufblühen in der Hingabe!» – «Wenn ich endlich mal wieder etwas mehr Zeit für mich hätte, um meinen Hobbys nachzugehen und nicht immer nur den Haushalt machen müsste, weil die Familie halt versorgt sein will», denkt die junge Ehefrau und Mutter. Vom Erwachsensein und Alles-selbst-entscheiden-Dürfen träumen die jungen Leute, von der Vitalität und Ungebundenheit der Jugend die Älteren.

Es wird deutlich, dass die äusseren Umstände nur sehr bedingt etwas mit der eigentlichen Ursache der Unzufriedenheit zu tun **haben**. *Wir müssen sie woanders suchen: in uns selbst!* In einer Welt, in der alles auf Perfektion ausgerichtet ist, müssen wir wieder ganz neu lernen, mit Unvollkommenheiten zu leben. Zuerst mit der Unvollkommenheit unserer eigenen Person: Es gibt Menschen, die scheinbar in sich ruhen. Jeder von uns könnte werden wie sie, wenn wir lernen würden, uns zu sehen und anzunehmen, wie wir sind: mit unseren Fehlern und Schwächen, aber auch mit unseren Gaben und Fähigkeiten. Dadurch wird es uns möglich, unsere nächste Umgebung zu akzeptieren, die ebenso unvollkommen ist, denn dass wir die ideale Familie, die ideale

Wohnung und Arbeitsstelle, die uns so oft vorgegaukelt werden, niemals bekommen, wissen wir im Grunde genommen ganz genau, wenn wir es – fast wie ein trotziges Kind – auch manchmal nicht wahrhaben wollen.

Wenn ich fähig bin, meine direkte Umwelt zu akzeptieren, kann ich auch lernen, das Weltgeschehen zu betrachten, ohne dabei in Angst und Schrecken versetzt zu werden angesichts der Missstände und Ungerechtigkeiten, die in allen Erdteilen herrschen.

Das Annehmen ist der erste Schritt, der uns helfen kann, uns aus der Umklammerung der Unzufriedenheit zu befreien. Der zweite Schritt ist ebensowichtig: Wir müssen lernen, die Fehler in uns, in unserer Umwelt und auf der Erde, die geändert werden können, mit all unserer Lebenskraft und -freude in Angriff zu nehmen. Jeden Morgen sollten wir beten: «Herr, gib mir den Mut, zu ändern, was geändert werden muss, gib mir die Gelassenheit, zu akzeptieren, was nicht geändert werden kann, und gib mir die Weisheit, das eine vom andern zu unterscheiden!»

Es ist gewiss nicht leicht, sich dem Kampf gegen die Unzufriedenheit zu stellen, und damit aus dem «Sport» des Sich-Vergleichens auszusteigen. Dazu gehört nicht nur Mut, sondern auch Demut. Der Theologe Jörg Zink meint dazu: «Der Demütige setzt das Mass, an dem er sich misst, nicht selbst, sondern nimmt es an einem Grösseren ab. Er nimmt sich nicht vor, ein Mensch dieser oder jener Art zu werden, sondern lässt sich bilden und formen nach der Gestalt, die ein anderer aus ihm formt. Er verzichtet darauf, seinem Leben einen Sinn zu geben. Er vertraut darauf, dass ein anderer ihn kennt, und tut inzwischen, was ihm vor die Hand kommt.» Wie Jörg Zink aufzeigt, kann Unzufriedenheit auch dadurch entstehen, dass man zuviel und zu lange nach dem Sinn dessen fragt, was man tut oder tun soll und dabei die scheinbar unwichtigen, kleinen Aufgaben, die vor uns liegen, ganz über-sieht. Doch gerade indem wir diese freudig anpacken, er-füllt sich unser Leben.

m. s. g.

In Caux erlebt

Ein Mann geht unschlüssig vor dem «Mountain House» auf und ab. Als ich zwei Personen zur Türe hinausbegleite, nähert er sich zögernd: «Könnte ich das Haus besichtigen?» – «Wissen Sie, was hier geschieht?» – «Nein; aber ich habe 1944/45 als Flüchtling hier gewohnt.» Ich bitte ihn einzutreten. Da sagt er: «Erlauben Sie bitte, dass ich meine Frau hole, die am Bahnhof wartet.»

Sie erzählen mir, dass ihre beiden Familien in Siebenbürgen lebten und 1944 ins Todeslager Bergen-Belsen verschickt wurden. Er war damals 19 Jahre alt und hatte gerade sein Abitur bestanden. Sie war 13 und entstammte einer wohlhabenden jüdischen Familie. Eines Tages verlud man in Bergen-Belsen 1700 Personen in einen Zug. Sie beide waren darunter. Nach langer Fahrt ins Unge-wisse sagte man ihnen, sie seien in der Schweiz, in St. Gallen. Welche Erleichterung! Ein Jude habe bei seinen Freunden in den USA wertvolle Schmuckstücke gesammelt und aus deren Millionenerlös diesen Austausch eingehandelt, erklärte man ihnen. Die Fahrt ging weiter, und man brachte die 1700 Flüchtlinge nach Caux. Einige wurden im «Grand Hotel», damals zum Andenken an Kaiserin Elisabeth «Regina» genannt, der grössere Teil im «Palace», dem heutigen «Mountain House», untergebracht.

Diese beiden Menschen bei der Besichtigung des «Mountain House» zu begleiten, war ergreifend. Sie stellen sofort fest, wo baulich etwas verändert worden war: «Der Esssaal war viel höher und besass keine Fresken.» Das Theater und die Salons der 4. Etage rufen keine Erinnerungen wach: «Alles war abgeschlossen. Dort arbeiteten und schliefen der Kommandant und die Soldaten, die uns betreuten.»

«Ich hatte mich als Freiwilliger in die Küche gemeldet, denn ich hatte immer Hunger», sagt unser Gast. Angesichts der modernen

elektrischen Kocheinrichtungen beschreibt er uns die sechs riesigen Kessel, in denen er den Kakao für das Frühstück zubereitete und unter denen er um 4 Uhr morgens das Holzfeuer anzündete. Wir besuchen die Einkaufszentrale: «Hier sass der Kommandant hinter verschlossener Türe und schob uns durch ein kleines Fenster die Rationen zu.»

«Um Caux verlassen zu können, benötigte man einen Ausweis. Wir nützten die Gelegenheit und gingen nach Montreux, hin und zurück natürlich zu Fuss. Eines Tages stand ich vor der Auslage des Bäckers in Glion. Er fragte mich, ob ich ein Flüchtling sei, und schenkte mir ein Brot, das ich auf dem Weg von Glion nach Caux ganz alleine ass. Ein anderes Mal hatten wir im Wald Him-beeren gesammelt, die wir beim Bäcker gegen Brot eintauschten.» Sie erzählen auch von der Kälte, die im ungeheizten Haus herrschte; aber auch von der Dankbarkeit, dem Lager Bergen-Belsen entronnen zu sein. Als 13jährige hatte die Frau zusammen mit ihren Eltern und ihrem 10jährigen Bruder das Zimmer 312 bewohnt. Im Salon, wo heute der Tee serviert wird, erkennen sie den «Kulturraum», in dem Kurse durchgeführt und Vorträge gehalten wurden.

Es fällt mir auf, dass sie hauptsächlich von dem erzählen, was ihnen Freude bereitet hat und für das sie dankbar sind. 1945 konnten 80 Prozent dieser Flüchtlinge nach Israel auswandern, um dort ein neues Leben zu beginnen. Das Mädchen und der Junge von damals begegneten sich später wieder und heirateten. Seither hatten sie den Wunsch, noch einmal nach Caux zurück-zukehren. «Wir wollten den Ort wiedersehen, wo Gott seine Hand auf unser Leben gelegt hat.»

l. p.

Australien –

Die Ureinwohner können ihrem Land seine Seele wiedergeben

von Michael Brown, Canberra

Der alte Ureinwohner, der allein in der Bar trank, meinte, sein Neffe, der auf der anderen Strassenseite auf ihn wartete, könne mir nützlichere Informationen geben über die Geschichte seines Volkes in dieser Gegend. Die Bar lag in der Hauptstrasse eines typischen, australischen Landstädtchens, wo die Leute sich umschauen, wenn ein Auto vorbeifährt und wo ein städtisch gekleideter Fremder mit Misstrauen betrachtet wird. Der Neffe, der in einem verbeulten, alten Hillman mit zwei scheublickenden Kindern im Fond wartete, begrüßte mich herzlich. Das Auto, erklärte er mir, sei ein Wunder, eine Gabe Gottes. Es erlaube ihm, mit seinen schwarzen Brüdern draussen auf den Schafstationen in Verbindung zu bleiben. (Mir schien das Wunder eher darin zu bestehen, dass der Wagen überhaupt fuhr.) Er beantwortete meine Fragen über die Stämme in dieser Gegend und wollte wissen, warum ich mich dafür interessiere. Etwas verlegen erzählte ich ihm von einer Familiengeschichte, auf die wir stolz sind, wonach die vier Brüder meines Urgrossvaters sich auf 85 Quadratmeilen dieses rauhen Bodens ansiedelten. Dann erzählte ich etwas anderes, worauf wir nicht so stolz sein können: die nirgends aufgezeichneten Greuelthaten und die Feindseligkeiten zwischen Siedlern und Ureinwohnern, die zu einem Ritualmord an einem der Brüder führten. Im Bericht der Regierung über die Untersuchung dieses Mordes hiess es, vier Aborigines seien erschossen worden, weil sie sich «der Verhaftung widersetzen». In der Gegend erinnert man sich aber nur zu gut daran, dass die ausgesandte Strafexpedition eine Gruppe von 20 Aborigines aufspürte und fast alle niedermachte. Mein Freund kletterte aus seinem klapprigen Hillman. Er hatte durch die Hand von Weissen enge Verwandte verloren. Alkohol und Verbitterung hatten ihn niedergeworfen; doch Jesus hat ihn wieder aufgerichtet, wie er sagte. «Gott hat dir vergeben, und ich verzeihe dir», war seine spontane Antwort auf meine beschämende Geschichte. Im nächsten Moment beteten wir zusammen in dieser breiten, sonnendurchglühten Strasse um Heilung und um ein neues Leben.

Es war ein persönliches Erlebnis, das die Probleme widerspiegelt, denen wir in Australien heute gegenüberstehen. Auf sonderbare Weise kommen in der Ureinwohnerfrage Australiens Motive, Wertvorstellungen, die sich auf alles andere auswirken, zum Ausdruck: auf unsere nationalen Ziele, auf unsere Art, wie wir die Rohstoffe und die Umwelt ausbeuten, Konflikte lösen, und unsere Haltung gegenüber den Schwächsten in der Gesellschaft, darauf, was wir von der Regierung erwarten, auf unsere Beziehung zur Familie und zur Gemeinschaft überhaupt.

Materielle Hilfen alleine reichen nicht aus

Da sind einmal die Landrechte der Aborigines. Ein riesiges Gebiet des Nordterritoriums und Südaustraliens – so gross wie Westdeutschland, Belgien und die Niederlande zusammen – ist den Aborigines als Grundbesitz zurückgegeben worden. Obschon der Kampf um ähnliche Landrechte in Queensland so heftige Formen annahm, dass er die Commonwealth Games 1982 in Brisbane gefährden könnte, geben doch alle zu, dass das bisher Erreichte ein bedeutender Schritt nach vorne ist. Stellt es aber einen grundsätzlichen Bruch mit den Motiven unserer Vorväter dar? Gewiss setzen sich jetzt viele Australier für eine gerechte Behandlung der Ureinwohner ein, und eine überwältigende Mehrheit stimmte 1968 für gleiche Rechte für die Aborigines. Doch damit ist es nicht getan. Wir müssen bereit sein, unsere selbstbezogene, auf Genuss ausgerichtete Haltung aufzugeben, und eine echte Reue

empfinden für unseren Egoismus, der damals die Ureinwohner von ihrem Land vertrieb, und für die Zügellosigkeit, die dazu geführt hatte, dass wir ihre Frauen missbrauchten und die Männer wie Dreck behandelten.

Die Überbetonung des sinnlichen Lebens und des Konkurrenzdenkens in unserer Gesellschaft verhärtet uns, so dass wir es schwierig finden, die Lebensauffassung der Aborigines zu verstehen. Wir suchen nach materiellen Lösungen für Probleme, die mit Wertvorstellungen und dem menschlichen Geist zu tun haben. Wenn unsere Projekte nicht ankommen oder als Bevormundung empfunden werden, sind wir verletzt. Ein Minister hat im Bundeskabinett unlängst darauf hingewiesen, dass selbst dort, wo das Land zurückgegeben und ein gewisser Wohlstand geschaffen wurde, die Ureinwohner noch immer ihr Leben durch Trunksucht zerstören. «Das ist deren Problem», könnte eine typisch australische Antwort sein. Gewiss ist es ihr Problem; aber es ist auch unseres, denn wir haben aus diesen Menschen ein besiegt Volk



Ayers Rock im Olga-Nationalpark, Nordaustralien.

gemacht. Kim Beazley, der als Erziehungsminister grosse Verbesserungen für die Aborigines erreicht hat, stellt fest: «Man darf nicht übersehen, dass die weisse australische Gesellschaft ihre eigenen Vorstellungen den Aborigines aufgedrängt hat. Das Problem besteht darin, dass die Aborigines viele europäische Wertvorstellungen übernommen haben, die nicht nachahmenswert sind. Dass man die Dinge mittels Konfrontation bereinigen könne, ist einer der «Werte», die wir Weissen den Ureinwohnern vermittelt haben.»

Schwarzer Hass erzeugt weisse Selbstgerechtigkeit

Ein paar Tage nach der eingangs geschilderten Begegnung nahm ich an einem Seminar für Aborigines teil, bei dem ein Feldzug gegen die Kürzung von Staatsbeiträgen an ein Gemeinschafts-College geführt wurde. Es wurde eine Demonstration geplant. Eine kleine Gruppe Radikaler heizte beständig die Stimmung an,

Fortsetzung von Seite 7

bis schliesslich ein junger Mann schrie: «Und vergesst nicht, Schusswaffen mitzubringen!»

Am nächsten Tag sagte ich diesem jungen Mann, wie schwer es mir gefallen sei, einer solchen Verbitterung zu begegnen. Schwarzer Hass erzeugt weisse Selbstgerechtigkeit. Wir sprachen über den nationalen Streik der Transportarbeiter, der das Land zu jenem Zeitpunkt entzweite. Könnten nicht die Aborigines eine ältere, weisere und würdigere Strategie vorleben, mit der sie die Schädlichkeit des Materialismus der Weissen beschämen würden? Er verstand sehr gut, was ich meinte.

«Wir müssen das finanzielle Känguruh teilen!»

Hätten es auch die Gewerkschaften, die Arbeitgeber und die Regierung verstanden? Konfrontation ist in Australien zu einer Lebensweise geworden. Selbst die Freunde der Demokratie scheinen zu glauben, dass man nur durch rücksichtslose Konfrontation etwas erreichen könne. Dabei geht es vor allem um Geld und Rohstoffe. Auch da ist die Ansicht der Aborigines von Bedeutung. Wem gehört denn Australien? Viele Australier schauen mit scheelen Blicken auf die neuen Einwanderer aus Indochina, die



Eine Rinderherde in Ostaustralien.

sich mit ihnen um Arbeitsplätze bewerben. Sie reagieren genauso wie damals die Aborigines, als der neuangekommene weisse Mann ihnen das Land wegnahm. Könnten wir die Vorstellung der Aborigines übernehmen, wonach das Land nicht uns, sondern wir dem Land gehören? Dass die märchenhaften Mineralvorkommen und der nationale Reichtum nicht unser Eigentum sind, um das wir uns streiten, sondern dass sie eine Gabe sind, die wir zum Wohl der Menschheit nutzen sollen. «Wir müssen das finanzielle Känguruh teilen», wie es ein Vertreter der Aborigines im Parlament ausgedrückt hat.

Wo soll diese Umwandlung des nationalen Charakters und der Wertvorstellungen beginnen? Charles Perkin, ein Aboriginal und hoher Beamter, glaubt, sein Volk könne der Nation diesen fehlenden grundlegenden Faktor – eine Seele – wiedergeben. Sollte das Volk der Aborigines diese befreiende Rolle für Australien übernehmen, würde es bestimmt auf Zustimmung stossen, denn der Australier besitzt im Grunde Sinn für «fair play» und ein grosses Herz. Diese Eigenschaften sind unter dem rücksichtslosen Materialismus verschüttet. Doch es ist möglich, sie wieder ans Tageslicht zu bringen. Ich weiss es gewiss. Ein Aboriginal in einem klapperigen Hillman hat etwas in mir aufgebrochen.

Neue Tonbildschau

Für weitere Informationen zu diesem Thema sei die neue Tonbildserie: «Gesetz, Wahrheit und Ewigkeit – Partnerschaft zwischen den Rassen im Norden Australiens» empfohlen.

Der Australier Ron Lawler und ein junger Deutscher, Thomas Bräckle, wollen mit dieser Tonbildserie zeigen, dass die Ureinwohner Australiens durch ihre Kultur einen wesentlichen Beitrag zur modernen Zivilisation leisten können. Sie glauben auch, dass eine andauernde Versöhnung zwischen schwarzen und weissen Australiern auf andere Krisensituationen des Landes eine positive Auswirkung haben kann.

Anhand einer Reihe von Begebenheiten wird verdeutlicht, was passiert, wenn jemand sagt: «Es tut mir leid, dass ich dir Unrecht getan habe. Ich möchte es gerne wieder gutmachen und mit dir zusammenarbeiten, damit wir unsere gemeinsamen Probleme lösen können.»

Ron Lawler und Thomas Bräckle erkennen an, dass staatliche Gesetze notwendig sind, um Harmonie zwischen den Rassen zu schaffen. Sie erachten aber die ständige Bereitschaft, dazuzulernen und die eigene Meinung zu ändern, als noch notwendiger, um Vertrauen zu fördern.

Viele der Dias wurden im Norden Australiens aufgenommen, andere sind künstlerische Darstellungen geschichtlicher Ereignisse. Der gesprochene Kommentar ist knapp und treffend formuliert. Als Untermauerung schafft die Musik des «Didgeraddoo» (Instrument der Ureinwohner) eine authentisch australische Atmosphäre. Mit ihren Fakten und Ideen vermittelt die Tonbildserie eine Grundlage für Diskussionen und fordert zum Nachdenken darüber auf, wie wir uns für ein besseres Verständnis zwischen den Rassen einsetzen können.

Diese Tonbildschau ist erhältlich bei: Ron Lawler, PO Box 136, Alderley, Brisbane, 4051, Australien. Preis: £ 25 plus Porto.

«Un Soleil en pleine nuit»

Nach den Aufführungen des Theaterstückes über das Leben von Franz von Assisi «Un Soleil en pleine nuit» in Freiburg, Bulle, Neuenburg, Sitten und Lausanne finden in den kommenden Wochen noch folgende Vorführungen statt:

Delémont: Saal St-Georges	25. Feb., 14.00 Uhr
	26. Feb., 20.30 Uhr
	28. Feb., 20.30 Uhr
Saignelégier: Gemeindesaal	2. März, 20.30 Uhr
Pruntrut: Saal, l'Inter	4. März, 14.00 Uhr
	5. März, 20.30 Uhr
Genf: Théâtre de l'Espérance	10. März, 20.30 Uhr
	11. März, 20.30 Uhr
	12. März, 20.30 Uhr
	13. März, 15.00 Uhr
Montreux: Aula, Collège	19. März, 20.15 Uhr
	20. März, 20.15 Uhr
St-Maurice: Saal, Collège	22. März, 20.30 Uhr

Fotos: Channer, Leggat, Australischer Informationsdienst.

Caux-Information

Redaktion: Dr. Konrad von Orelli, Silvia Zuber, Regula Hirzel, René Jacot, Margrit Schmitt-Gehrke, Postfach 218, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13

Administration: Postfach 218, CH-6002 Luzern (Bestellungen aus Deutschland nimmt entgegen MRA-Bücherdienst, Uhlandstrasse 20, 4390 Gladbeck)

Abonnement: Schweiz: Fr. 26.-, Deutschland: DM 30.-, übrige Länder: sFr. 30.-

Postscheckkonten: Schweiz: 60-2680, Caux Verlag, Luzern
Deutschland: 704 35-757 Postscheckamt Karlsruhe, Caux Verlag, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise: 12mal jährlich

Druck: Verbandsdruckerei AG Bern